

WIR LEBEN IN DER ZWISCHENZEIT¹

Anne von Adebar

Mein rechter Unterarm streift Fremdhaariges, während ich mich aus dem Mantel schäle. „Yakswänze“, erklärt Clemens. „Aus Nepal.“ Er sagt das so beiläufig, als wären zwei zum dicken, dunklen Zopf gebundene Haarbüschel an der Wand gewöhnliche Wohnaccessoires. Es ist Montag und 17 Uhr 30, dabei sollte es eigentlich 17 Uhr sein. Ich bin wie immer spät dran. Er öffnet die Tür verschmitzt lächelnd und sonnengebräunt, wo eine Armanduhr war, ist ein blasser Streifen. Wir kennen uns schon viele Jahre, heute besuche ich ihn zum

Abb. 1: Lager und Rast in der algerischen Sahara 1988



ersten Mal in seiner Wohnung. An den Yackzöpfen vorbei schiebt er mich ins Wohnzimmer, wo türkische Teppiche vor Tapete hängen. Auf einem Sideboard lehnen sich verschnörkelte Wasserpfeifen und analoge Kameramodelle an allerlei Behälter, die sich benehmen, als wären sie Requisiten aus Expeditionsfilmen. An der Balkonbrüstung flattern in blau, weiß, rot, grün und gelb tibetische Gebetsfahnen, sogenannte Windpferde, die Segen durch die Luft übermitteln sollen. Wo all das nicht hängt, hängen Fotos. Die meisten schwarz-weiß, es sind auch bunte dabei, in verschiedenen Rahmen und Formaten. Ein scheuer Blick genügt, um zu erkennen: In dieser Wohnung tummelt sich die ganze Welt, gesehen durch seine Linse. Clemens ist reisender Fotograf, fotografierender Reisender. Und er besitzt nicht bloß Abertausende Lichtbilder, die das weite Reisen beweisen. Ihm gehören auch 83 Lebensjahre.

Wir wissen nicht, was morgen wird.
 Wir sind keine klugen Leute.
 Der Spaten klirrt, und die Sense sirrt,
 Wir wissen nicht, was morgen wird.
 Wir ackern und pflügen das Heute. [...]²

1952 beginnt der allererste Trip. Mit 14 Jahren, seinem Lehrer und seiner Klasse fährt er mit dem Rad ins Bergische Land. Weitere Touren folgen, die ihn per Autostopp oder zu Fuß in die Berge führen. Dann kommt das Motorrad dazu. 1961 erreicht Clemens das erste Mal Marrakesch. Er wird noch einige Dutzend Male herkommen. Dann Mittelmeerumrundung. 18.500 Kilometer. 2008 fährt er mit dem Rad zum Berg Ararat im Grenzgebiet zwischen Armenien, Iran und der Türkei. Im Sommer darauf verbringt er elf Wochen auf der Seidenstraße. Die 17.000 Kilometer lange Reise hält Clemens, wie alle anderen ebenfalls, fotografisch fest. Mit seinem Sohn durchquert er die Sahara, mit Tochter und Enkelin unternimmt er eine Drei-Generationen-Expedition zum Basecamp des Mount Everest. Meist aber reist er allein. Geschlafen wird in Höhlen, auf Hausbooten, in Zelten, Herbergen oder unter freiem Himmel. „Hauptsache kein Hotel.“ Ob er schon mal einen ganzen Tag an einem Pool gelegen habe, frage ich. Er lacht. Ich verstehe.

Über zwanzig Mal durchstreift er das ‚Dach der Welt‘, nachdem 1958 das Buch ‚Himmel Hölle Himalaya‘ an Weihnachten auf dem Gabentisch liegt. Kein anderes Buch hat er so oft gelesen, kein anderes Gebirge so oft durchreist. Er erzählt mir von der Fahrt mit dem

Omnibus nach Kathmandu und von seinem Stammbüchchen im kathmandischen Thamel, wo er gern Yakkäse kauft. Vom Flugplatz in Lukla, den er schon kannte, als der noch eine steile Wiese war. Von den 30 tiefrot gewandeten Mönchen des Klosters Tengboche auf 3.860 Metern, dem heutigen Ansturm der Tourist:innen und dem damit einhergehenden Verlust der Bergeinsamkeit.

In Marokko blendet in einer Kurve überraschend die Sonne, er kracht samt Fahrzeug gegen einen Felsen, nach vielen Stunden kommt ein Lkw an der Unfallstelle vorbei, Menschen steigen sofort aus, eine Frau tupft mit einem schmutzigen Tuch den Schweiß von der schmerzverzerrten Stirn, sie fahren zum nächstgelegenen Arzt, von dort Transport in ein Krankenhaus. Zu zwölft teilt man sich ein Zimmer. Handys, Smartphones und Internet kennt niemand. Für hinreichende Verpflegung sind die Familien der Versehrten zuständig, genau wie für das Leeren der abgeschnittenen Colaflaschen, die als Urinal dienen. Ob er dort, schwer verletzt und Tausende Kilometer von zu Hause entfernt, nicht furchtbar ängstlich und einsam gewesen sei, frage ich. Im Gegenteil. Die Empathie und Hilfsbereitschaft der Menschen habe er bis heute nicht vergessen. Später, über Casablanca strapaziös nach Deutschland zurückgekehrt, nimmt ihn ein Krankenhaus auf. Er ist Privatpatient. Sauber sei es da gewesen im Gegensatz zum marokkanischen Hospital, konstatiert er, aber eben auch menschlich steril. „Ehrlich gesagt habe ich mich in Marokko besser aufgehoben gefühlt. Da war ich ein Mensch, hier nur eine Nummer.“ Monatelang war sein Arm taub, seine Hand ist bis heute verformt.

„Ist denn nie einer da, der dir 'ne richtige, ordentliche Arbeit geben will?“

„Doch, das ist vorgekommen. Aber im Großen und Ganzen sind die Leute gut zu mir“, sagte Oskar. Er fuhr nachdenklich fort: „Es ist nämlich so, will ich dir mal sagen: *Manchmal* möchte ich arbeiten und dann möchte ich mich ganz um und dumm arbeiten. Und *manchmal* möchte ich gar nicht arbeiten. Aber die Leute haben sich in'n Kopf gesetzt, dass man stets und ständig arbeiten soll, und das kann ich nicht in meinen armen Schädel reinkriegen.“³

Den Jakobsweg läuft er zum ersten Mal mit zwei Freunden. „Es war ein stabiler Sommer. Wir schliefen meistens draußen.“ Vor vier Jahren fährt er die Strecke mit dem Trekkingrad von seiner Haustür aus. Mit dem Motorrad legt er sie auch ein paar Mal zurück, „aber das zählt ja nicht“. Als er 80 wird, beschließt er, das Stück des Weges ab

der französisch-spanischen Grenze allein zu Fuß zu laufen. 790 Kilometer. 20 Kilometer täglich zu wandern hält er im Vergleich zu früheren Reisen für keine besondere Leistung. „Mit 10 Kilo und 80 Jahren auf dem Buckel kann ich mit den Jungen nicht mehr mithalten, aber Letzter bin ich nie.“ Er falle auf dem Weg, wie auch die übrigen Wandernden, in einen simplen Rhythmus: gehen, essen, trinken, schlafen. Alles andere, alles Unwesentliche löse sich auf. Es sollte keine Pilgerfahrt werden. Sportlicher Ehrgeiz war der Antrieb. „Und dennoch“, sagt er, „wurde ich unterwegs zum Pilger.“ Keine seiner Expeditionen habe ihn emotional so gepackt wie der ‚Camino‘. Am vorletzten Tag der Strecke, es schüttete, er war ziemlich erschöpft, fasste er deshalb den Entschluss: Wenn er in zwei Jahren noch kann, läuft er ihn wieder.

Die Welt altert in Schüben. Wir bestimmen die Dynamik ihres Alterns mit. Gerade altert sie erheblich, denkt sich aber immer neue Bequemlichkeiten aus, geeignet, dies Altern unfühlbar erscheinen zu lassen. Woher nehmen wir nur all unser Nichtwissen? Aus der Ignoranz weniger als aus der Ironie, sie bildet eine

Abb. 2: Clemens und ich bei seiner letzten Ausstellung vor der Pandemie im Februar 2020



Immunschicht des Uneigentlichen gleichermaßen vor dem Ernst der Verhältnisse wie vor der Moral der Konsequenz.⁴

Das wäre 2020 gewesen, doch macht die Pandemie ihm einen Strich durch die Rechnung. Wie immer fällt es ihm leicht, Pläne zu ändern, aber ein bisschen Betrübnis ist ihm anzumerken. Ein Trost: Während seine Enkelin bereits zweimal mit ihm im Himalaya unterwegs war, äußert nun auch sein Enkel Bedarf nach Abenteuer mit Opa. Der Junge will ebenfalls aufs Motorrad steigen, muss sich allerdings noch gedulden, um die nötige Prüfung abzulegen und selbst fahren zu dürfen. Ohne zu zögern, kauft Clemens eine passende Maschine, die nun in der Garage neben seinen alten Bikes wartet.

Mir schenkt er an diesem Tag auch eine Maschine. Seine alte Reiseschreibmaschine. Auf der Rückbank meines uralten Fords liegt sie, während ich über Landstraßen heimfahre. Ich habe in meinem Leben bisher weder schwere Pässe überwunden noch weite Meere überquert. Mein Fenster zur Welt waren Worte und Musik. Im Hochbett träumte ich mit Astrid Lindgren vom Landstreicher:innenleben und mit Freddie Mercury von einer Night at the Opera, auf dem Schulhof legten sich Bill Withers' Trosttöne und Prousts Pranken sanft zwischen den Wind und meine Ohren, in meiner ersten eigenen Wohnung fütterten Mascha Kaléko, Roger Willemsen, Tom Waits und Rio Reiser die mageren Nächte. Nun ermutigt Clemens mich, selbst wieder Sätze aus der Feder fließen zu lassen. Oder vielmehr: in Tasten zu hacken. Ich begreife die Schreibmaschine als Staffelstab, als Räuberleiter, dank der es mir in Stunden des Zweifels gelingen soll, aus der Leere zu klettern.

Vielleicht ist es die Fähigkeit zu Freigiebigkeit, Spinnerei, Begeisterung, zum Großdenken, der Mut zum Träumen und Tun, das Fremde, innen wie außen, zu bereisen, statt es zu meiden. Vielleicht ist es Weisheit durch Erfahrung, möglicherweise das Versprechen, dass neben Schrecken immer auch Wundersames geschieht. Jedenfalls sind es Begegnungen mit Leuten wie Clemens, die die Hoffungsmaschine so kräftig ankurbeln, dass die Unheilsbrille von der Nase rutscht. Jedem, dem Optimismus bloß mit zäher Tapferkeit gelingt, wünsche ich solche Freund:innenschaften, besonders jetzt, in dieser Zeit, in der Travelling without Moving angesagt ist. Der Planet ist Sperrgebiet. Es gilt, in den eigenen vier Wänden nicht der Schwermut anheimzufallen, sondern im Kopf zu reisen, sich beim Beobachten zu beobachten, innere Räume zu öffnen, das Eigene im anderen zu erkennen und umgekehrt. Nähe trotz Distanz. Vielleicht ist es auch eine Übung, nicht rammdösig zu werden und in Angst zu verharren,

4 Willemsen, Roger (2016): Wer wir waren. Zukunftsrede. Frankfurt am Main, S. Fischer. S. 10.

sondern im Herzen verschwenderisch und im Hirn verständig zu sein, zu bleiben, zu werden.

Natürlich sind Reisen ein wertvolles Privileg, doch müssen wir den Globus umrunden, um einander zu begegnen? Wir können uns von Covid-19 etwas abgucken: Es unterscheidet nicht. Egal welches Alter und Pronomen, welcher Beruf, welche Hautfarbe, sexuelle Orientierung, ob gesund oder versehrt, es betrifft uns alle.

Und wenn wir eine Regnose wagen? Uns ins Morgen projizieren? Wenn wir überlegen, was künftig gelungen sein könnte, weil wir es heute – in jener Zwischenzeit – träumen, formulieren, auf den Weg bringen? Könnte es eine Welt sein, in der wir fürsorglicher aufeinander achten, uns nicht mit den immergleichen Leuten umgeben und an die immergleichen Orte begeben, wo wir die immergleichen Geschichten erzählen? Wir könnten Altersgruppen im Bekanntenkreis mischen, weil Austausch zwischen Generationen Zutat eines gesellschaftlichen Gedächtnisses ist. Wir könnten vom Nonsens des unzumutbaren Arbeitsethos zum Konsens kommen, nicht nur aus Angst vor Arbeitslosigkeit und Altersarmut zu arbeiten, sondern weil wir Beschäftigung als sinnstiftende, faire und freudvolle Lebenskategorie begreifen. Vielleicht gelingt es uns, aus den Klamotten zu kriegen, dass wir Unverletzbarkeit suggerieren müssen, um scheinbar stabil genug für eine neurotische und sexistische Gesellschaft zu sein. Wir könnten Haltung zeigen, unbequem und beharrlich sein. Vielleicht erleben wir neue Formen intensiver Langsamkeit und Annäherung, pflegen Natur, Kultur und Kontakte, weil sie unser Safer Space sind, wenn es im Transitraum zieht. Ja, hier brüllt die Sehnsucht nach einer Gesellschaft, die sich anders denken, die sich umbauen lässt, während dieser großen Pause. Und falls Bescheidwissenschaftler:innen nun mit Logik kommen, mit apodiktischen Prognosen, dann sollen sie kommen. Utopist:innen liegt nicht viel an Mathematik. Wenn wir rechnen, dann rechnen wir mit Wundern.

Wer wird die neue Welt bauen, wenn nicht du und ich?
Und wenn du mich jetzt verstehen willst, dann verstehst du mich
Ich bin aufgewacht und hab gesehen
Woher wir kommen, wohin wir gehen
Und der lange Weg, der vor uns liegt
Führt Schritt für Schritt ins Paradies [...]⁵

ANNE VON ADEBAR

Anne von Adebar wuchs in einem Museum am Niederrhein auf, mogelte sich durchs Studium der Germanistik, Philosophie und Musik und lebt jetzt in Düsseldorf. Dort schreibt sie. Für Werbung, Wissenschaft, Schublade. Und wenn sie nicht gerade in Alltagspoesie versinkt, kämpft sie für intersektionalen Feminismus und Pantoffeln am Arbeitsplatz.

WEITERLESEN:

- ↳ Xpunkt0 – S.255
- ↳ Ein Ausländer, der Brot isst, und die Liebe – S.329
- ↳ La Bestia – S.283

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

KALÉKO, MASCHA (2003): Den Utopisten. In: Die paar leuchtenden Jahre. Mit einem Essay von Horst Krüger. Herausgegeben, eingeleitet und mit der Biographie ‚Aus den sechs Leben der Mascha Kaléko‘ von Gisela Zoch-Westphal, München, dtv.

KALÉKO, MASCHA (2017): Chanson für Morgen. In: Verse für Zeitgenossen, München, dtv.

LINDGREN, ASTRID (1999): Rasmus und der Landstreicher. Hamburg, Oetinger.

TON STEINE SCHERBEN (1972): Schritt für Schritt ins Paradies. Auf dem Album: Keine Macht für Niemand. David Volksmund Produktion.

WILLEMSSEN, ROGER (2016): Wer wir waren. Zukunftsrede. Frankfurt am Main, S. Fischer.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1: Lager und Rast in der algerischen Sahara 1988 (Quelle: Clemens Schelhaas).

Abb. 2: Clemens und ich bei seiner letzten Ausstellung vor der Pandemie im Februar 2020 (Quelle: Anne Schelhaas-Wöll).

Der Mensch
als maschinell arbeitende,
seriell produzierende
und profitmaximierende
Variable innerhalb
der neoliberalen,
kapitalistischen
Leistungs-
und Konsumgesellschaften:
immer effizienter,
immer schneller,
immer mehr – vor allem für
diejenigen, die ohnehin schon
am meisten haben!

So ist die Literatur,
obwohl
und sogar weil sie
immer ein Sammelsurium von
Vergangenem und
Vorgefundenem ist,
immer das Erhoffte,
das Erwünschte,
das wir ausstatten
aus dem Vorrat
nach unserem Verlangen –
so ist sie ein nach vorn geöffnetes
Reich von unbekannten Grenzen.

Ihr Worte, auf, mir nach!,
und sind wir auch schon weiter,
zu weit gegangen,
geht's noch einmal
weiter, zu keinem Ende geht's.

